

frühen Christen hatten keinen Grund, irgendetwas geheimzuhalten, und sie haben es auch nicht getan, wie die offenen Mitteilungen Justins oder Tertullians über Lehre, Kult und Organisation zeigen. Wenn sie sich nachts trafen, dann deshalb, weil Christen, die Sklaven waren, tagsüber arbeiten mußten. – Gewiß weiterhin umstritten bleiben wird die These (in der Zusammenfassung, S. 54), daß es „nachweisbar seit Anfang des zweiten Jahrhunderts“ einen „Rechtssatz“ gegeben habe, „daß Christ-Sein mit dem Tode bestraft wird – nach 64, im Anschluß an oder im Zusammenhang mit dem Brand von Rom vom Senat beschlossen und in Kraft gewesen bis zum Toleranzedikt des Galerius (311).“ Aus Gottliebs nicht mit Anmerkungen versehenem, unverändert abgedrucktem Text eines Bonner Gastvortrags über „Tradition und Neuerung in der Religionspolitik Kaiser Konstantins d. Gr.“ scheint mir die Beobachtung treffend und wichtig zu sein, daß Konstantins Übergang zu einem neuen und starken Kult vorbereitet und nahegelegt wurde durch den Fehlschlag der diokletianischen Religionspolitik: „Dadurch – insbesondere durch das Scheitern der Christenverfolgung – waren (...) die traditionellen Obergottheiten ebenso kompromittiert wie die irdischen Verantwortungsträger“ (S. 91). Wenn man sie sich auch reichhaltiger gewünscht hätte, so sind die Interpretationen religiöser Symbolik auf Kaisermünzen von B. Overbeck doch sehr aufschlußreich. Die abgebildeten Münzen, z. T. noch in größerer Form präsentiert, und ihre Beschreibungen, wie auch die Grundlage der Interpretation, findet man in dem Buch von J. Garbsch und B. Overbeck, Spätantike zwischen Heidentum und Christentum (= Ausstellungs-Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung 17), München 1989, 21990. Für den in Numismatik nicht ausgebildeten Studenten wären die Auflösungen (und Übersetzungen) der abgekürzten Münzschriften hilfreich gewesen. (S. 140 ein – wohl fränkischer – Druckfehler: SPES BVBLIC. Unausrottbare scheint die falsche Schreibung des Kirchenvaters Origenes zu bleiben: fünfmal auf S. 39–41, zweimal auf S. 199.)

München

Reinhard M. Hübner

Jochen Bleicken: *Constantin der Große und die Christen* (= Historische Zeitschrift, Beiheft 15), München (R. Oldenbourg Verlag) 1992, 72 S., kt., ISBN 3-486-64415-7.

Die durch das Stichwort „Konstantins Bekehrung“ bezeichneten Ereignisse haben in jeder Generation die nachdenkliche Betrachtung der Geschichtsschreiber angezogen. In dieser Zeit ist es Bleicken, der die These Burckhardts aufgenommen und weiterentwickelt hat. Seine Darstellung, die in der dem gereiften Historiker möglichen Kürze vorliegt, ist zu einem guten Teil eine Auseinandersetzung mit H. Dörries und zeigt damit den besonderen Rang Göttingens am Himmel deutscher Gelehrsamkeit an.

Bleicken räumt mit dem Bild, das Euseb gezeichnet hatte, auf – tut man es nicht, dann „bleibt dem Historiker in der Tat nicht viel zu tun übrig“ (S. 4) – und ist bestrebt, einen „historischen Prozeß aus einer quellenkritischen Analyse der politischen Entwicklung“ (S. 65) zu erklären. Demgemäß setzt er mit dem Edikt des Galerius, das dieser aus machtpolitischen Gründen erließ<sup>1</sup> und mit dem Konstantin nichts zu tun hatte, ein. War die Absicht desselben Toleranz des Nichterlaubten, so wird dem Christentum in der Abmachung von Mailand im Jahre 313 volle Gleichberechtigung gewährt. Veranlasser ist Licinius, der zur Stabilisierung seiner Regierung die Christen seiner Reichshälfte zu sich herüberzuziehen sucht. Konstantin hat nur soweit Anteil, als er die Richtungsänderung „guthieß“ (S. 22). Die Erscheinung, die Konstantin 312 vor der Schlacht an der Milvischen Brücke gehabt hat, ist Bleicken geneigt als einen Halo anzusehen, dem erst später eine christliche Deutung beigelegt wurde (S. 23 ff.). Die Schildzeichen, die damit in Verbindung gebracht werden, sind später zum Christogramm umgedeutet worden. Sie waren eigentlich Sternzeichen, wofür die Arcadius-Säule in Konstantinopel eine Bestätigung geben „könnte“ (S. 30), während doch damals das Christogramm als Symbol sehr selten war (S. 32 f.). Es gibt denn auch so gut wie keine Belege „für eine christliche Gesinnung“ Konstantins aus

<sup>1</sup> Der von diesem selbst angegebene Grund (um das Gebet für Kaiser und Staat zu ermöglichen), sollte nicht so schnell vom Tisch gewischt werden, wie es bei Bleicken (S. 7 f.) geschieht. Daß der Staat eine Kultgemeinschaft ist, hat A. Diehle in *W. Eck, Religion und Gesellschaft in der römischen Zeit*, 1989, S. 1 ff. eingeschärft. Das Wirksamwerden derselben wird schwer beeinträchtigt, wenn ein Teil der Einwohner an der Ausübung der Riten gehindert ist.

den folgenden Jahren, der „Eifer“, Zeugnisse dafür „ausfindig zu machen“, ist „dekuvierend“ (S. 34). Die Inschrift auf dem Triumphbogen von 315 bezieht sich auf die Gesamtheit der Götter (S. 36), das Labarum als Christogramm bleibt bis 322 selten und geht, wo es erscheint, nicht auf einen Beamten, sondern auf einen Münzschneider zurück oder „könnte“ nachträglich eingemeißelt sein (S. 40). Als christliches Zeichen wird es zuerst von Laktanz angesehen, der sich 315 mit dieser Erklärung „hervorwagte“ (S. 42). Gewiß, Konstantin schlichtet bald Streitigkeiten in der afrikanischen Kirche, jedoch nicht als Christ, sondern weil er sich dem Eingreifen „nicht entziehen“ kann (S. 47) – um freilich auf diese Weise, als Friedensstifter nämlich, in den kirchlichen Entscheidungsprozeß Eingang zu finden (S. 48). Nach dem Sieg über Licinius folgen weitere Maßnahmen zugunsten der Kirche (S. 58 f. 63). Vor allem wird das Bestreben deutlich, sich als den „von Anfang an den Christen zugezählten Herrscher“ „hinzustellen“ (S. 57). Es mag in diesen Jahren zu einer „inneren Wandlung“ gekommen sein: „wie dem auch sei“.<sup>2</sup> Entscheidend ist die politische Lage, die Konstantin zwang, sich dem Christentum zu nähern. Licinius hatte das realistische zu tun vermocht; ihm gehört die Sympathie des Verfassers (S. 52 f.). Es ergibt sich: Der Prozeß der Christianisierung des Reichs setzte ein Jahrzehnt später ein, als gemeinhin angenommen wird. Er wurde durch politische Zwänge ausgelöst.

Ausgangspunkt für Bleickens These ist die Annahme einer Zwangslage, in der sich Licinius wegen des starken Anteils der Christen in seinem Bereich befand. Wenn es sich so verhielt, stellt sich freilich die Frage, warum er dann nicht weiterhin die Christen favorisierte und sich ihrer Unterstützung bediente. Wer sich zuerst der Kirche empfahl, konnte doch auf die Dankbarkeit der Christen rechnen. Anders stand es im Westen, wo die Zahl der Christen gering war. Was hätte Konstantin gehindert, auf die heidnische Karte zu

setzen, dadurch seinen Bereich um sich zu sammeln und dem Licinius Schwierigkeiten zu bereiten? Gab es in seiner Reichshälfte keine drängende Notwendigkeit, den Christen entgegenzukommen, warum verstand er sich dazu? Bleickens „politische“ Erklärung der Wende scheidet schon, sobald man sie auf Konstantin überträgt. Die Verfolgung hat eben den Abscheu der zu ihr genötigten Beamten-schaft hervorgerufen. Und dazu kam auf der Seite Konstantins noch etwas anderes.

Gewiß, Bleicken betont, daß auch nach 313 Konstantin in der Öffentlichkeit keineswegs als Christ galt: Die Münzen beweisen es. Indessen, die Zeit des Frühprinzips, in der die Münzen als unmittelbarer Ausdruck des Regierungsprogramms eines Herrschers gelten konnten, war lange vorbei. Verfestigte Traditionen (die Sonnenreligion<sup>3</sup> war seit Aurelian so etwas wie Staatsreligion), stadtrömische Starrköpfigkeit<sup>4</sup> und lokale Besonderheiten kommen hinzu. Schließlich hatten Münzschneider mit gewissen Einschränkungen ihre Freiheit<sup>5</sup>. Nicht das, was noch existiert, sondern das, was neu ins Leben tritt, macht die signatura temporis aus. Die Münzen zeigen, wenngleich mit einer gewissen Verspätung gegenüber den literarischen Quellen, neue Bilder (das Silbermedaillon mit dem Christogramm von 315 ist der erste, noch etwas für sich stehende Anfang). Schon 318 verschwinden auch die Götter als comites auf den Münzen.

Die Entwicklung ist um so erstaunlicher, als sie spontan erfolgte. Es ist ja nicht so, daß die Kirche Verlangen nach der kaiserlichen Fürsorge hatte, daß Vorbilder in der christlichen oder auch jüdischen Vergangenheit existierten, nach denen dem Kaiser eine solche Aufgabe zugewiesen (oder auch auf der literarischen Ebene: zugeschrieben) wurde. Vielmehr war das kaiserliche Interesse an der Kirche etwas für diese völlig Neues, und das Ausmaß desselben etwas geradezu Beunruhigendes. Athanasius sollte das bald erfahren. Die Kirche war daran gewöhnt, ihren Weg selbst zu finden. Sie hätte, wie die

<sup>2</sup> S. 57; vgl. jedoch S. 52: Es „darf ... bezweifelt werden, daß ihm ... das Christentum innerlich zugänglicher geworden ist“.

<sup>3</sup> Dazu H. Dörries, *Das Selbstzeugnis Kaiser Konstantins* (Göttingen 1954) S. 343 ff. Ausdrucksformen des Kults fanden früh Aufnahme in das Christentum.

<sup>4</sup> Der Triumphbogen von 315 war vom Senat aufgestellt worden – wie sollte Konstantin, zumal ihm an einem guten Verhältnis zum Senat gelegen war, wie auch Bleicken S. 35 betont, daran Anstoß nehmen?

<sup>5</sup> Darauf weist Bleicken S. 40 selbst hin, um die Bedeutung von Münzen mit christlichen Symbolen abzuwerten. Sein Argument gilt umso mehr für heidnische Münzbilder.

Dinge damals lagen, auch ohne Konstantin auf eine erfolgreiche Zukunft hoffen können. Es bedurfte erheblicher von Euseb und Laktanz geleisteter Anstrengungen, um für des Kaisers Bemühungen einen theologischen Ort zu finden. Er selbst gab dafür Stichworte aus: das Gericht Gottes erwartend, Knecht Gottes, Bischof in äußeren Dingen. So eigenartig sie sind, sie geben Zeugnis von Überlegungen, die der Kaiser – ein antiker Friedrich Wilhelm I. – anstellte, und die sich in einem geprägten theologischen Schrifttum, das die letzten Jahre seiner Regierung bestimmte, niederschlugen und deren Entstehung nicht ohne vorausgegangenes langes Abmühen verständlich ist. Euseb und Laktanz weisen auf ein Ereignis vor der Schlacht an der Milvischen Brücke hin, das sie dem Stil der Zeit entsprechend ausmalen. Der kritische Geschichtsschreiber erklärt dazu: „Etwas ist an der Sache gewesen.“<sup>6</sup> Ein rationalistisches, zudem allzu wenige Motive in die Betrachtung einbeziehendes Aburteilen scheidet an der Person Konstantins<sup>7</sup>.

So notwendig immer erneutes Prüfen ist, der von Bleicken unternommene Versuch war, fern davon, die Positionen von Lietzmann und Dörries erschüttert zu haben, geeignet, die Standfestigkeit derselben zu bestätigen.

Cambridge

Ernst Bammel

*Rudolf Leeb: Konstantin und Christus. Die Verchristlichung der imperialen Repräsentation unter Konstantin dem Großen als Spiegel seiner Kirchenpolitik und seines Selbstverständnisses als christlicher Kaiser (= Arbeiten zur Kirchengeschichte 58), Berlin – New York (Verlag Walter de Gruyter) 1992, 14, 223 S., 46 Abbildungen, Ln. geb.*

Die vorliegende Dissertation, entstanden in der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, anhand der imperialen Repräsentation (nach dem Vorgang von H. Kraft und H. Dörries) Constantins religiöse Gesinnung, sein Selbstverständnis als Kaiser, seine Religionspolitik und ihre Motive zu erforschen. Es liegt auf der Hand, daß eine derart umfassende Be-

trachtung, zumal wenn sie wie hier zu einem guten Teil aufgrund der Sekundärliteratur durchgeführt wird, letztlich scheitern muß. Was herausgekommen ist, ist ein recht disparates Konglomerat mit nicht wenigen gewagten Formulierungen und pauschalierenden Thesen. Constantin habe, so die Hauptthese, als Stellvertreter Christi dessen Heils- und Siegesgeschichte auf Erden nachgeahmt, indem er sie als „sakral bevollmächtigter Herrscher politisch fortsetzt“ (159).

Im 1. Teil, der überschrieben ist „Die imperiale Repräsentation“, geht es um die Sol-Invictus-Verehrung, insbesondere über die Statue auf der Porphyrsäule in Konstantinopel (angeblich eine Darstellung eines Constantin-Helios, der eine Quadriga lenkte), um das Silbermedaillon von Ticinum, auf welchem nach L. sowohl ein Kreuzeszepter wie ein Christogramm dargestellt ist, und um das Labarum, das als Sieges- und Triumphzeichen gedeutet wird. Beim Kaiserportrait wird einer weichen Gesichtsmoellierung bis 324, die als Klassizismus und Hinwendung zur augusteischen Zeit interpretiert wird, ein abstraktes Herrscherbildnis mit einem ornamentalen Liniensystem entgegengestellt, welches das absolute Kaisertum Constantins repräsentiert habe. Freilich bedarf hierbei der Marmorkoloß aus der Maxentius-Basilika einer Umdatierung und späteren Aktualisierung. Ebenso einseitig werden die basilikalen Kirchen als Thronsäule und imperiale Repräsentationsbauten definiert, deren Zweck im Heiligen Land es gewesen sei, „Pilgerzentren aus dem Boden zu stampfen, die die Voraussetzungen für ein christliches Pilgerwesen großen Stils zu schaffen“ (89). Noch wunderlicher ist es, wenn das kaiserliche Mausoleum in der Hauptstadt am Bosphorus nicht mehr als Apostelkirche, sondern als Christus-Martyrion erscheint, das nach dem Vorbild der Anastasis in der Jerusalemer Grabeskirche (mit ihren 12 Säulen) als Kirche mit kreuzförmigem Grundriß gedeutet wird, in der Constantin wie Christus begraben sein wollte (nicht als 13. Apostel); denn nur so sei die stets deutlicher zu beobachtende Christus-Nachahmung erklärbar, die mit dem Einzug christlicher Motive heilsgeschichtlich orientiert gewesen sei. Auch die Vision von 312, über die das 2. Kapitel handelt, sei in der späteren Interpretation von

<sup>6</sup> H. Lietzmann, *Geschichte der Alten Kirche III* (Berlin 1938) S. 144.

<sup>7</sup> In der Rede an die heilige Versammlung (Heikel 166.13 ff.) spricht er von *δογμάτα* – im Unterschied zur *παιδεία* als dem ihn tragenden Grund.